

Finale

O-Ton

«Mein Lieblingstier ist die Rundschwanzsirene, eine Seekuhart, weil sie so lächerlich aussieht, dass es schon wieder entzückend ist, wie eine dicke Zigarre, komplett wehrlos, nichts ausser fett.»

Yann Martel, Autor
(«Schiffbruch mit Tiger»)

Aussteiger auf Zeit

Arge Heimattümelei, aber trotzdem bezaubernd: der Dokfilm «Alpsommer».

Gregor Schenker

Thomas Horat ist eine Art Kulturbotschafter des Schwyzer Muotatals. Vor zwei Jahren porträtierte der Dokumentarfilmer die dortigen «Wätterschmökler», jetzt hat er mit seinem Team vier Paare und Familien begleitet, die den Sommer über mit Schafen, Kühen oder Pferden auf die Alp ziehen. Für drei bis vier Monate richten sie sich in Berghütten ein, wo es weder Internet noch Handyempfang gibt, zum Teil nicht einmal Strom oder fliessendes Wasser. Lebensmittel oder Baumaterial schaffen sie mit der Seilbahn oder dem Helikopter herauf. Wenn schliesslich im Herbst der erste Schnee fällt, geht es zurück ins Flachland, wo die Arbeit in der Fabrik oder das Rentnerdasein warten.

Den Strapazen des Alpsommers zum Trotz stimmen die Äpler ein Loblied auf das einfache Leben und die Schönheit der Natur an – ein Idyll mit bärtigen Männern, Hundewelpen und dem Muotataler Naturjuuz. Sie sind Teilzeitaussteiger, Abenteurer mitten in der Schweiz. Und sie schimpfen auf die studierten Leute aus der Stadt, die sich immer neue Vorschriften ausdenken. Das alles ist arg heimatverliebt, entziehen kann man sich dem Charme des Films trotzdem nicht. Horat hat ein Auge für Naturbilder: Wenn Aberhunderte von Schafen über grüne Wiesen ziehen oder klare Bergseen in der Sonne glitzern, wünscht man sich glatt zurück in Gottelfs Zeiten. Zudem bietet «Alpsommer» einen faszinierenden, beinahe ethnologischen Blick auf einen Menschenschlag mit eigenen Bräuchen und einem urtümlichen Dialekt. Es ist eine Welt, die eigentlich in der Nähe liegt, einem als Städter aber doch fremd ist. Immerhin versteht man danach besser, woher der Geissenkäse im Delikatessengeschäft kommt.

Vorpremiere in Bern: diesen Sonntag, 10.30 Uhr, Kino Movie.



Was sollen diese aufgereihten Hausklötze? Der Stadtwanderer entdeckt das Bebauungsmuster für Neureiche. Foto: Valerie Chételat

Baustelle Im Berner Quartier Schönberg-Ost stehen Scheinvillen fürs Prestige. Das muss aber so sein. *Benedikt Loderer*

Wohnungsbau fürs Steuersubstrat

Empört oder ratlos stehen die Leute in Schönberg-Ost. Was sollen diese aufgereihten Hausklötze? Mit dem Zauberwort «Mittelstand!» geht das Tor zum Verständnis plötzlich auf – und die Verwirrten betreten das Land der anständigen Leute. Denn merke: Der Mittelstand und die Schweiz sind eins. Vor allem erkennen sie den Nutzen des Mittelstands, der sich einfach zusammenfassen lässt: Steuersubstrat. Bern braucht dringend mehr davon. Wer aber sorgt dafür? Die Burggemeinde.

Drei Beispiele in nächster Umgebung zeigen, wie es geht: Murifeld, Baumgarten, Schönberg-Ost. Im Murifeld wohnt der Mittelstand im Turm. Der Mittelständler hat vor der Ölkrise von 1973, als der Fortschritt noch in Betrieb war, eine Sehnsucht nach Aufstieg, nach Weitblick und Atemraum, denn er ist voller Optimismus. Vom Wohnblock ins Hochhaus führt die Wohnkarriere. Es geht aufwärts, das politische Programm heisst: Mittel-

stand für alle. Die Kinder des Mittelständlers werden es besser haben.

Im Baumgarten lebt der Mittelstand in der Wohnzeile. Sie ist viergeschossig, bildet Höfe und Gassenräume, die die Gemeinschaft fördern. Ein Bebauungsmuster aus dem 19. Jahrhundert wird vom Zeitgeist adaptiert. Es gibt ein Quartierleben, denn der Mittelstand ist kinderlieb, seine Hauptarbeit ist die Erziehung. Der Mittelstand hat eine feste Stelle und ein Einkommen, das genügend Eigenkapital anzuhäufen erlaubt, zu dem auch die Sozialkompetenz zu zählen ist. Sicherheit ist unterdessen wichtiger als Optimismus. Das Programm heisst neu: Mittelstand für den Mittelstand. Seine Kinder müssen aufs Gymnasium.

Nur frei stehend ist er frei

In Schönberg-Ost lebt der Mittelstand in der Stadtvilla. Das sind quadratische Häuser mit drei Geschossen plus Attika, die an den neuen Strassen aufgereiht werden wie Einfamilien-

häuser. Nur frei stehend ist der Mittelstand frei. Er will keine Nachbarn haben. Der Abstand ist der Anstand, was mit «standesgemäss» zu übersetzen ist. Leider lebt der Mittelstand trotzdem in Sicht- und Hörweite des Nachbarn.

Etikettenschwindel stört nicht

Was zeigt uns das? Eine Villa ohne Park ist keine Villa, sie braucht um sich herum Platz für alte Bäume. Hier aber stehen die Häuser eng nebeneinander, denn der Mittelstand kann sich wohl eine Wohnung, aber kein Grundstück mehr leisten. Zusammenfassend: Die Stadtvilla ist Etikettenschwindel. In Schönberg-Ost stehen keine Villen, sondern Mehrfamilienhäuser auf Einfamilienhausgrundstücken, was den Mittelstand nicht stört, denn er findet in diesen Scheinvillen das Sozialprestige, das er so dringend braucht.

Das Programm heisst jetzt: Mittelstand für die Emporkömmlinge.

Diese Häuser riechen stillschweigend nach Geld. Das ist der Zweck der Stadtvilla, sie erreicht es mit Symmetrie, mit grossbürgerlichen Schmuckelementen, mit einem Zaun, der ein Tor hat und zwei Säulen neben dem Eingang. Nicht das allgemeine Grün des Murifelds, noch weniger das der Höfe oder Gassen im Baumgarten, nein das Private und Eingezäunte ist mittelständisch. Hier entdeckt der Stadtwanderer das Bebauungsmuster der Neureichen. Kinder haben sie kaum mehr.

Aber der Stadtwanderer hütet sich, die Nase zu rümpfen, denn er steht im zeitgenössischen Avantgardequartier. Genau diese Sorte Mittelstand will man ja in Bern behalten oder in die Stadt locken. Sie sind es, die das Steuersubstrat verbessern. Also denn: Bern braucht ein, zwei, nein: viele Schönberg-Osts.

Der Autor ist Architekt und Journalist und lebt als Stadtwanderer in Biel.

Sendungsbewusst Simone Meier

Auf allen Kanälen ist Ruh

Es gibt ja im Fernsehen das länderübergreifende Phänomen des Showmasters, meist nur «Moderator» genannt, und viel zu oft zeichnet er sich durch eine zähnebleckend gute Laune aus. Neulich lief mir so einer über den Weg, er hatte da gerade gar keine gute Laune, sondern wirkte normal gestresst, und sein Name kam mir, ungelogen, erst eine Stunde später in den Sinn, es war der Kilchsperger Roman, und so was wäre mir früher nicht passiert.

Unter den deutschen Moderatoren taten sich in dieser Woche besonders zwei hervor, zwei nämlich, die sich schon seit ihren frühesten Medientagen innig lieben und gemeinsam Ferien machen und derart ineinander verschossen sind, dass sie beide eine dunkelhaarige Thea geheiratet haben. Nicht die gleiche natürlich. Jaja, ich rede von Herrn Jauch und von Herrn Gottschalk, sie haben auf RTL

in «Die 2» ja «gegen ganz Deutschland» gekämpft. Barbara Schöneberger («Guten Aaaaabend! Woow! Hallo! Brasilianische Stimmung hier im Studio!») moderierte sie, und die zwei Herren mussten wahnsinnig interessante Fragen zu den deutschen Themen Kleingeld, Pfandflaschen und Autos beantworten. Etwa diese: Was ist schwerer? Das ganze Publikum im Studio? Oder eine Million Euro in 1-Cent-Münzen? Worauf Herr Jauch rechnete: «100 Cent sind 1 Euro, mal 2 Gramm, dann sind 200 Gramm 1 Euro, 10 Euro sind 2 Kilo, 1000 Kilo sind 200 Euro, 10 000 Euro sind 2 Tonnen, 1 Million Euro sind 200 Tonnen. Jetzt 500 Menschen: 500 mal 70, 10 mal 70 sind 700 Kilo, 100 Leute wiegen 7 Tonnen, dann wiegen 500 Leute 35 Tonnen, dann wiegt die Kohle mehr.»

Das Geld wog dann exakt 230 Tonnen, die Leute 41, Herr Jauch hatte also gar nicht so falsch im Kopf gerechnet,

und die Studiowaage sagte, dass Herr Gottschalk 18 Kilo schwerer ist als Jauch, nämlich pfundige 98. Es ging dann so weiter, man sah auch Babyfotos (Jauch hatte schon da wie Jauch ausgesehen, so skeptisch verbissen), und es war fast so langweilig wie der «Tatort» vom Sonntag, dieses graue, krümelige Ding, in dem es irgendwie um Handys und Jugendgewalt in der Berliner U-Bahn gegangen war.

Ganz ehrlich, im letzten Rosamunde-Pilcher-Film, den ich gesehen habe, ging es heisser zu als in dem «Tatort», es gibt ja jetzt bei Rosamunde Pilcher auch immer öfter kriminelle Elemente, die andere für einen Versicherungsbetrug umbringen oder in einem Keller einsperren und diesen dann ausräuchern. Weil sie entweder eine Frau oder einen fetten englischen Landsitz wollen. Ich finde, das hat einen gewissen Glamour des Bösen, den wir schon bei «Dallas» und «Denver Clan» sehr

schätzten. Abgesehen davon wurde ich kurzfristig zum Stummsehen gezwungen. Und zwar durch einen italienischen Hotelfernseher, der auf sämtlichen nicht italienischen Sendern den Ton verweigerte. Ich sah also wortlose Horden ernstgesichtiger Ärzte, die sich über Patienten, und Ermittler, die sich über Leichen beugten; patente übergewichtige Damen, die nach Lourdes pilgerten (jedenfalls sagte dies ein Strassenschild) und es offensichtlich glatt, dann schwer und dann wieder glatt miteinander hatten. Und einen Mann, der einer Frau per Fallschirm etwas erklären wollte, wahrscheinlich war es seine Liebe. Und Commissario Brunetti, wie er in «Verschwiegene Kanäle» sinnlich sinnend an einem venezianischen Wasser stand.

Auf all meinen Kanälen war Ruhe. Unmoderiert und verschwiegen. War das schön.

Tipp Kino Kunstmuseum



«Hagel und Haut»

Im Rahmen der dreiteiligen Film- und Gesprächsreihe «Ins Unbekannte der Musik» zeigt das Kino Kunstmuseum in Bern heute Abend den Dokumentarfilm «Annette Schmucki: Hagel und Haut» von Urs Graf. Nach dem Film unterhält sich Andreas Stahl, Dozent für Komposition und Musiktheorie an der Hochschule der Künste, mit der Komponistin Annette Schmucki über ihre Arbeit. (klb)

Kino Kunstmuseum, 18.30 Uhr, www.kinokunstmuseum.ch